

Auf den Spuren der großen Europäer

100 Jahre nach Verdun: Merkel und Hollande setzen Zeichen für Versöhnung

Erbfeindschaft und Versöhnung – Verduns Schlachtfelder stehen für Dramen deutsch-französischer Geschichte. Nach der historischen Begegnung von Präsident Mitterrand und Kanzler Kohl erinnern nun ihre Nachfolger Merkel und Hollande an den Tod Hunderttausender.

Von dpa-Mitarbeiter Gerd Roth

Verdun. „Die Finger vom Krieg lassen!“ – auch 100 Jahre nach der „Hölle von Verdun“ ist dies für den Historiker Gerd Krumeich eine bis heute aktuelle Botschaft aus dem deutsch-französischen Massengemetzel. An die Schlacht, deren Name als Synonym für die Sinnlosigkeit des Ersten Weltkriegs steht, erinnern am Sonntag Bundeskanzlerin Angela Merkel und Frankreichs Präsident François Hollande. Beide wandeln dabei im geschichtsträchtigen Schatten ihrer Vorgänger: Kanzler Helmut Kohl und Präsident Mitterrand setzten 1984 mit ihrem historischen Handschlag über den Gräbern von Verdun ein weltweit beachtetes Zeichen deutsch-französischer Aussöhnung. Für Krumeich ist die Schlacht vom 21. Februar bis 19. Dezember 1916 „eine einmalige Verbindung zwischen einem archaischen Gemetzel, Draufhauen, Abstechen, mit dem Gegner praktisch immer in Sichtweite, oft nur 30 Meter entfernt und einem infernalischen Fernbeschuss aller Kaliber aus zehn, zwölf Kilometern Entfernung“. Mehr als 300 000 Soldaten beider Seiten starben direkt auf den Schlachtfeldern, 400 000 wurden verwundet. Und warum? „Für einen operativen und strategischen Dreck“, sagt Krumeich, „sie haben sich in einander verkeilt, weil keiner nachgeben wollte.“

Der deutsche Historiker wird Hollande und Merkel durch Teile der für 12,5 Millionen Euro komplett neu gestalteten Gedenkstätte führen. Mit einem Schwerpunkt auch auf Erlebnissen deutscher Soldaten soll das Memorial von Verdun künftig ein deutsch-französischer Erinnerungsort sein. Keine zwei Kilometer weiter ist ein

für fast 100 Jahre und noch bis vor kurzem von französischer Seite undenkbarer Schritt geplant. Hollande und Merkel werden im Ossuaire, im Beinhaus von Douaumont, an einer neuen Inschrift Halt machen, die daran erinnert, dass dort im Keller die Knochenreste von rund 130 000 französischen UND deutschen Soldaten liegen. Bisher war das Gedenken an diesem Ort Frankreich vorbehalten. Der französische Historiker Antoine Prost erinnert an einen Satz von 1916: „Wer nicht bei Verdun dabei war, war nicht im Krieg!“ Weil ständig neue Truppen in den Nordosten des Landes geschickt wurden, war Verdun „die Schlacht, an der die meisten französischen Soldaten teilgenommen haben“.

„Wer nicht bei Verdun dabei war, war nicht im Krieg!“

Vor dem Beinhaus standen Kohl und Mitterrand 1984 minutenlang Hand in Hand. „Ein einzigartiger Moment, der bleibt“, heißt es noch heute im Pariser Élysée. Für die ARD war Ulrich Wickert Zeitzeuge: „Mein „Tagesschau“-Bericht dazu war der längste, den ich je gemacht habe. Er war siebeneinhalb Minuten lang. Normal sind eine Minute dreißig.“ Bei der aktuellen Zeremonie soll ein Frankreich sehr verbundener Deutscher die Fäden ziehen: Der Regisseur Volker Schlöndorff inszeniert die Begegnung von Hollande und Merkel mit 3400 Jugendlichen aus beiden Ländern. Er hatte zunächst „überhaupt keine Lust, so was zu machen“, sagt Schlöndorff zum Angebot aus dem Élysée, „auf der anderen Seite war auch klar: Ich kann da nicht „Nein“ sagen.“ Schlöndorff will „einen Dialog mit den Jugendlichen ohne Pomp“. Ihm gehe es um die menschliche Dimension. „Jeder Einzelne, der gefallen ist, war ein Mensch und jeder, der dahin kommt, ist auch ein Einzelmensch.“

Hollande und Merkel werden die Jugendlichen zwischen den Kreuzen auf dem Grabfeld vor dem Beinhaus von Douaumont bei Verdun treffen. Die jungen Menschen sollen die Erinnerungen mit in die Zukunft nehmen. Schlöndorff: „Dass Menschen zu solchen Idiotien fähig sind, muss immer wieder erzählt werden.“



Konrad Adenauer und Charles de Gaulle (Bildmitte) legten 1962 den Grundstein für die deutsch-französische Freundschaft. FOTO: KEYSTONE



Bewegende Geste: Der französische Staatspräsident François Mitterrand (l.) und der deutsche Kanzler Helmut Kohl reichen sich am 22. September 1984 über den Gräbern von Verdun die Hand. FOTO: DPA

„Nicht alles ist inszeniert“

Historiker erklärt, warum Gesten in der Politik eine wichtige Rolle spielen

Eine historische Umarmung oder ein Satz, der in die Geschichte einging: Jedem von uns fällt hierzu spontan ein Beispiel ein. SZ-Redaktionsmitglied Fatima Abbas sprach mit Dietmar Hüser, Zeithistoriker an der Saar-Uni, darüber, wie Symbole das Weltgeschehen prägen.

Wie wichtig sind Gesten und Symbole in der Politik?
Hüser: Man kommt immer weniger ohne sie aus. Sie sind Teil der praktischen Politik geworden. Die Inszenierung von Politik wird auch durch die Massenmedien immer wichtiger.

Wie viel davon ist denn inszeniert und wie viel spontan?
Hüser: Obamas Japan-Besuch war lange geplant. In den auswärtigen Ämtern wird sehr genau überlegt, wie weit eine Geste gehen soll. Doch im Falle von Kohl und Mitterrand im Jahr 1984 in Verdun deutet vieles da-

rauf hin, dass es sich bei dem Händedruck um eine spontane Geste handelte. Das war auch bei Bundespräsident Gauck der Fall, als er das französische Oradour-sur-Glane besuchte. Dort hatte die SS-Division 1944 ein ganzes Dorf umgebracht. Als er Hollande umarmte, geschah das aus dem klaren Bewusstsein und der Verantwortung für die eigene Geschichte heraus. Es ist also nicht alles inszeniert.

Sind Gesten ein Gradmesser für die Verarbeitung der eigenen Geschichte?
Hüser: Das kann man so sagen. Die Japaner sind zurückhaltend, was Gesten angeht, weil die Bereitschaft, sich kritisch mit der eigenen Geschichte zu befassen dort eher gering ist.

Wie wichtig sind Gesten und Symbole in der Politik?
Hüser: Man kommt immer weniger ohne sie aus. Sie sind Teil der praktischen Politik geworden. Die Inszenierung von Politik wird auch durch die Massenmedien immer wichtiger.

Auch Staaten wie Ungarn tun sich damit schwer, weil die eigene Vergangenheit zu weiten Teilen nicht kritisch beleuchtet wird. Gesten sind ein Gradmesser für Zivilisiertheit, für die Bereitschaft bei Konflikten auf Gewalt zu verzichten.

Hätte sich Obama in Japan entschuldigen müssen?

Hüser: Ich hätte mir durchaus eine Entschuldigung dafür vorstellen können, dass es unverhältnismäßig war, kurz vor Kriegsende die Atombombe abzuwerfen. Andererseits hätte er dann auch sagen müssen, dass Japan aus Sicht der Amerikaner der Aggressor war, der mit seinem Angriff auf Pearl Harbor Ende 1941 den Eintritt der Amerikaner in den Zweiten Weltkrieg heraufbeschwor. Das macht eine Entschuldigung in diesem Fall schwierig. Gesten sind interpretierbarer als klare Sätze.



Dietmar Hüser

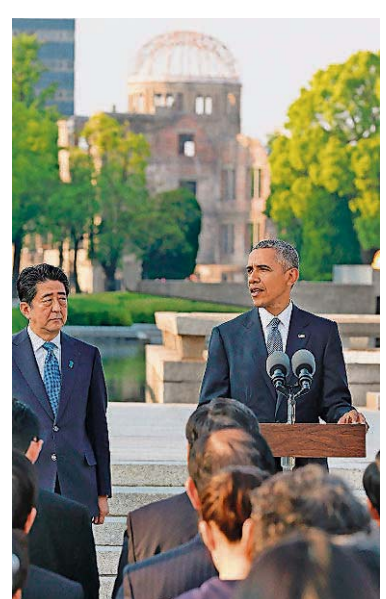
„Die Welt wurde hier für immer verändert“

Barack Obama besucht als erster US-Präsident Hiroshima – Gedenken an die Opfer des Atombombenabwurfs

Besuch mit gewaltiger Symbolik: Mit bewegenden Gesten und einer historischen Rede in Hiroshima erinnert Obama an seine Vision einer atomwaffenfreien Welt. Doch davon ist Asien weiter entfernt denn je.

Von dpa-Mitarbeiter Lars Nicolaysen

Hiroshima. „Vor 71 Jahren fiel Tod vom Himmel, und die Welt veränderte sich.“ Es sind bewegende Worte, mit denen Barack Obama seine fast 20-minütige Rede im Friedenspark von Hiroshima beginnt. Noch nie zuvor hat ein amtierender US-Präsident diesen Ort betreten. Es ist das Zentrum der apokalyptischen Zerstörungen, die die USA hier 1945 mit einer Atombombe angerichtet haben.



Premierminister Shinzo Abe hörte Barack Obama aufmerksam zu. FOTO: MAYAMA/AFP

All die vergangenen 71 Jahre haben die Überlebenden des nuklearen Infernos auf diesen Moment gewartet.

Nein, eine Entschuldigung spricht Obama in Hiroshima nicht aus, das hat auch niemand mehr erwartet. Auch verbeugt er sich nicht vor dem Mahnmahl. Er hält inne vor dem schlichten Betonbogen, unter dem ein Register mit den Namen der Opfer in einem Sarkophag aufbewahrt wird, schließt für einen Moment die Augen. Der Sarkophag trägt eine Inschrift mit den Worten: „Ruhet in Frieden, denn wir werden die Fehler nicht wiederholen.“ Es soll ein universeller Appell an die Menschheit sein. Genau in diesem Geist wählt auch Obama seine Worte. Die Welt trage die Verantwortung, dass sich ein

solches Leid nicht noch einmal ereigne. Die Staaten mit Atomwaffen müssten den Mut aufbringen, der „Logik der Furcht“ zu entkommen und eine Welt ohne Atomwaffen zu schaffen. Man müsse „Lehren aus Hiroshima“ ziehen, die Erinnerung dürfe niemals verblassen. Doch bewegender als seine Worte sind die wenigen Gesten: als Obama zu den hochbetagten Überlebenden tritt. Alte Menschen, die das unvorstellbare Grauen der Bombe damals miterlebten. So beeindruckend der Besuch Obamas ist: dass Hiroshima, diese Menschen ihn willkommen heißen, auch das verdient Respekt.

Das Bild, als Obama am Ende den 79 Jahre alten Shigeaki Mori sogar in den Arm nimmt, wird in Erinnerung bleiben. Mori

war noch ein Schulkind, als die Amerikaner die Atombombe abwarfen. Trotz seiner traumatischen Erlebnisse hat er wie kaum ein anderer sich um das Schicksal der bei dem Inferno ums Leben gekommenen amerikanischen Kriegsgefangenen gekümmert. Jahrzehntlang hat Mori dazu geforscht und Kontakt zu den Hinterbliebenen der getöteten Amerikaner gesucht.

„Die Welt wurde hier für immer verändert. Aber heute verbringen die Kinder dieser Stadt ihre Tage in Frieden“, sagte Obama, an seiner Seite Japans Premier Shinzo Abe. Diese Gesten vermitteln die Botschaft: Aus Feinden können Freunde werden. Japan ist heute der wichtigste Sicherheitspartner der USA in der Region.

Leben ohne Gott: Katholiken treffen Atheisten

Glücklich ohne Gott? Beim Katholikentag im kirchenfernen Leipzig prallen Welten aufeinander. Und doch entdecken Christen und Konfessionslose Gemeinsamkeiten.

Von dpa-Mitarbeiter Stefan Kruse

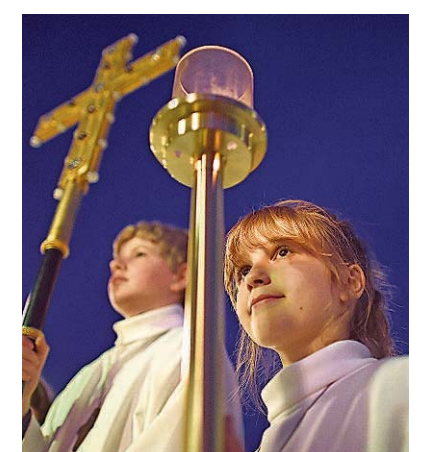
Leipzig. Die Geschichte ist überliefert: Studenten befragen für ein Forschungsprojekt junge Leute, ob diese eher atheistisch oder eher christlich seien. „Keines von beiden, normal halt“, antwortet einer der Befragten in Leipzig. Eberhard Tiefensee erzählt die witzige Begebenheit bei einem Diskussionsforum auf dem Katholikentag. Der Religionsphilosoph beschäftigt sich quasi berufsmäßig mit Fragen wie „Kann man ohne Religion leben?“

Die wenigsten wird es überraschen, dass die Frage gerade in Leipzig, aber auch andernorts im Osten, wo sich die Menschen unter dem Druck der Staatspartei SED über mehrere Generationen immer mehr von der Kirche entfernt haben, ohne weiteres mit „Ja“ beantwortet wird. Und da liegen sie, wissenschaftlich gesehen, richtig. „Man kann auch ohne Gott gut leben“, stellt Tiefensee fest. Und keiner seiner Zuhörer, es mögen 500 sein, widerspricht. Es sind nicht nur Katholiken darunter.

Tiefensee, übrigens selbst katholischer Priester, sagt Sätze wie „Jeder Europäer ist christlich und atheistisch zugleich“ oder „In jedem Atheisten lebt ein kleiner Christ“. Viele christliche Werte seien in der heutigen Gesellschaft allgemein anerkannt humanistische Werte. „Es geht auch ohne Kirchen als Wertagentur“, so der Experte. Christen unterscheiden sich in ihren Moralvorstellungen nicht von Menschen ohne Konfession.

Bodo Ramelow, der als gebürtiger Westdeutscher Ministerpräsident in Thüringen sowie gleichzeitig Linker und bekennender Christ ist, sieht das ähnlich. Wenn alle, gerade im Hinblick auf Flüchtlinge, darüber nachdenken, „Was bedeutet Humanismus, was bedeutet Menschlichkeit?“, seien neue Verbindungen zwischen Gläubigen und konfessionslosen Menschen möglich.

Und die Katholikentagsbesucher? „Ich glaube schon, dass man auch ohne Glauben leben kann“, sagt der gehbehinderte Thomas Kiefer aus der der Diözese Speyer. Aber für sich möchte er Gott nicht missen. „Die christliche Botschaft sagt mir: „Du bist was wert.“ „Ich fühle mich ge-



Zum Nachtgebet in Leipzig kamen Hunderte Gläubige, wie diese Ministranten. FOTO: SCHMIDT/DPA

führt, getragen“, meint die bayrische Katholikin Elisabeth Löhlein aus Ingolstadt. „Ich habe auch meine Päckchen zu tragen, aber mein Glaube gibt mir Kraft und Hoffnung.“ Viele konfessionslose Leipziger beobachten das bunte Treiben der Katholikentagsbesucher eher distanziert pragmatisch. „Mir gibt meine Familie Halt“, sagt etwa Klaus Jung, der beim Wochenmarkt nach Tomaten Ausschau hält. Nein, mit Religion habe er nichts am Hut. Trotzdem sei es schön, wenn so viele Gäste kämen. Das hört man oft in diesen Tagen.